

FANNY DE SIVERS (Paris)

DIE FINNISCH-UGRISCHE TRANSKRIPTION — EIN PROBLEM FÜR DIE JÜNGERE FORSCHUNG¹

Heutzutage operiert die Sprachwissenschaft viel mit Maschinen, Schallplatten, Tonbändern. Manche Forscher erhoffen von diesen neuen Arbeitsmethoden und -möglichkeiten ganz große Umwälzungen in ihrem Gebiet. Wie dem nun auch sei, ohne schriftliche Aufzeichnungen geht es nicht, und deshalb bleibt die Frage nach einer rationellen Transkription immer aktuell.

Über die Vorteile und Nachteile unserer guten alten finnisch-ugrischen Transkription² hat man wohl alles Wesentliche gesagt. Sie bietet dem Forscher eine Menge von Zeichen, die untereinander kombiniert werden können, so daß es wenigstens theoretisch möglich ist, alle hörbaren phonetischen Einzelheiten zu Papier zu bringen. Diese «Enge» und diese Gründlichkeit schaden aber oft der Klarheit, und auch für ein erfahrenes Auge geht das Wort manchmal in einem Schwarm von diakritischen Zeichen unter. Die Texte von Karjalainen und Kannisto, in denen auch Steinitz geradezu monströse Wortbilder sieht³, kann man wohl als Höhepunkt dieser Genauigkeit betrachten. Aber eigentlich sind auch Lehtisalo und Lagercrantz nicht besser! Wie gesagt, sind solche Texte schwer zu lesen, und außerdem muß man in manchen Fällen auch die sogenannte Genauigkeit in Zweifel ziehen. Ganz bestimmt aber leidet die Einheitlichkeit des Schriftbildes durch das Streben nach einer äußerst detaillierten Darstellung. Die Überfülle von diakritischen Zeichen drängt den Transkribenten zu einer persönlichen Wahl. Er kann nicht alle Zeichen auf einmal anwenden, und er braucht nicht alle, und so macht er sich mit den gegebenen Mitteln ein eigenes System zurecht, das nicht unbedingt mit der Schreibweise seiner Kollegen übereinstimmt. Auf diese Weise entstehen Texte, die ein und dasselbe Idiom illustrieren, aber doch so verschieden aussehen, daß man im ersten Augenblick nicht recht weiß, ob es sich dort nicht um mehrere Dialekte handelt. Zu dieser Konfusion kommen noch die eventuellen Sprechfehler des Informanten (auch wenn man sie meistens mit *sic* und ! in Klammern bezeichnet) und die unvermeidlichen Hörfehler des Forschers und hie und da auch typographische Schwierigkeiten, die einen im Anfang «genauen» Text zwangsweise «vereinfachen». Es ist schon längst klar geworden, daß diesem Mißstand irgendwie abgeholfen werden muß.⁴ Man sieht ein, daß das Transkriptionssystem selbst, so wie es bisher in Gebrauch gewesen ist, durchaus brauchbar bleibt — seit 1960 haben es auch die sowjetischen Forscher allge-

¹ Dieser Aufsatz ist das Ergebnis einer Diskussion des Autors mit Prof. Julius Mägiste in Lund, Herbst 1965.

² Siehe E. N. Setälä, Transkription der finnisch-ugrischen Sprachen. — FUF I 1901, und A. Sovijärvi, Suomalais-ugrilainen tarkekirjoitus (Publicationes Instituti Phonetici Universitatis Helsingiensis 9), Helsinki 1953.

³ W. Steinitz, Ostjakische Grammatik und Chrestomathie mit Wörterverzeichnis, Leipzig 1950, S. 33.

⁴ B. Collinder hat sich ziemlich weitgehend mit dem Problem beschäftigt: Ein vereinfachtes Transkriptionssystem. — Språkvetenskapliga Sällskapets i Uppsala Förhandlingar 1955—1957, Uppsala 1958, S. 69—104. Jedoch sind seine Vorschläge sehr allgemein und für einen Nichtspezialisten ebenso wenig zu gebrauchen wie die älteren Systeme, denen Unklarheit vorgeworfen wird.

mein angenommen — doch irgendwie muß es vereinfacht und, wenn möglich, auch verallgemeinert werden.

Zu diesem Zweck wurde im Dezember 1958 in Helsinki ein Komitee ins Leben gerufen, das sich mit dem Problem der Transkription befassen sollte. Bei der zweiten Zusammenkunft dieses Komitees in Budapest am 22. September 1960 und bei seiner letzten Sitzung während des Zweiten Internationalen Finnougristenkongresses in Helsinki am 24. August 1965⁵ wurde viel über Unterschiede zwischen Sprachen und Sprachgruppen und die daraus abzuleitenden Forderungen an die Notation diskutiert, ebenso an die Klippen der phonologisch-phonetischen Betrachtung erinnert. Einige Teilnehmer hatten auch schon Vorschläge für ihre Sprachgebiete ausgearbeitet, jedoch etwas Konkretes für die nächste Zukunft ist wohl nicht zu erwarten. Es wird wahrscheinlich noch Jahre dauern, bis die finnisch-ugrische Transkription neu bearbeitet und in vereinfachter Form festgelegt wird.

Die Zeit aber vergeht, und die Arbeit verlangt manchmal schnelle Lösungen. Wie die «vereinfachte Transkription» in Zukunft aussehen soll, wollen wir hier nicht diskutieren. Diese Frage soll den Spezialisten überlassen sein. Wir denken aber an die ungeheuren Materialsammlungen, die uns schon jetzt zur Verfügung stehen, und an die man aus den vorhin angedeuteten Gründen leider nicht ohne Vorsicht herantreten kann. Besonders die jüngeren Forscher, die die Entwicklung der finnisch-ugrischen Transkription selbst nicht miterlebt haben und das System nur aus den bekannten Handbüchern und Textsammlungen kennen, werden bei der Auswertung dieser Texte auf Schwierigkeiten stoßen.

Fast allen Materialsammlungen geht eine lange Einleitung voraus, in der hauptsächlich die vom Autor angewandte Transkription erklärt wird. Wenn man Glück hat und der Autor die Texte selbst aufgenommen hat, kommt man manchmal mit ein paar Zeilen davon (z. B. J. Mägiste, *Liiviläisiä tekstejä*, Helsinki 1964). Meistens erstreckt sich der Kommentar über mehrere Seiten. Wenn das Werk noch durch mehrere Hände gegangen ist, kompliziert sich auch die Darstellung. Bevor der Leser sich die von M. A. Castrén gesammelte und von T. Lehtisalo herausgegebene Samojedische Volksdichtung (= MSFOu LXXXIII, Helsinki 1940) vornehmen kann, muß er zunächst ca. 20 Seiten «Vorwort» durcharbeiten. Er erfährt dabei, obwohl er nicht alles behalten kann, wie der russische Akademiker Anton Schiefner den Originaltext von Castrén abgeändert hat, warum und wie Lehtisalo selbst einige Zeichen modifizieren will, wieweit die drucktechnischen Bedingungen sich auf den Text auswirken usw. Mitten in dieser mühsamen Lektüre, die den Geist des Lesers zur Klarheit verhelfen will, stellt sich heraus, daß es doch Stellen gibt, die nicht aufgeklärt werden. Bei einigen Vokalvarianten heißt es plötzlich zum Entsetzen des Lesers: «Es läßt sich aber schwer sagen, was Castrén mit diesen Zeichen gemeint hat.»

Wenn das sprachliche Dokument nur von einer bestimmten Transkriptionsweise ausgeht und nur von einer oder zwei Personen modifiziert wird, kann der Forscher doch hoffen, daß er nach einer einigermaßen gründlichen Vorarbeit eine gute Einsicht in die gegebene Sprache gewinnen kann. Wie soll er aber klar sehen, wenn mehrere Autoren zusammen zitiert werden, und jeder auf seine Art transkribiert? Ein abschreckendes Beispiel finden wir bei A. J. Joki (*Die Lehnwörter des Sajansamojedischen* (= MSFOu 103), Helsinki 1952). Gleich auf S. 9 lesen wir: «Die Transkriptionssysteme variieren im vorliegenden Buche einigermaßen je nach den Sprachgeschlechtern und den benutzten Quellen.» Um die samojedischen und uralischen Wörter korrekt lesen zu können, soll man die Erklärungen bei Donner und Lehtisalo nachschlagen. Außerdem heißt es dann (S. 10): «Bei Transkription der altaischen Sprachen wird gewöhnlich (!) die z. B. in Ramstedts, Bangs, Räsänens, von Gabains, Grønbechs, Poppes und Mostaerts Werken auftretende Schreibart angewandt (außer z. B. statt Poppes *y, j* hier *j, ž*); die sich aufs russische Alphabet gründende Transkription Böhlingks, Verbickijs, Zacharovs, Radloffs, Katanovs, Vasiljevič', Baskakovs usw. ist hier mithin durch lateinische Schrift

⁵ Prof. Terho Itkonen hat uns die Protokolle des Komitees freundlich zur Verfügung gestellt.

wiedergegeben. In meinen eigenen NO-türkischen Aufzeichnungen wird die von Professor Sovijärvi etwas veränderte finnisch-ugrische Transkription gebraucht.» Damit nichts im unsicheren bleibt, weist Joki noch auf paläo-asiatische, semitische, chinesische und andere Dokumente hin, und auf die Transkriptionen, die zur Entzifferung der Beispiele zu empfehlen sind. Wenn man dieses Buch nun zufällig auf S. 134 aufschlägt, findet man eine Reihe von Übersetzungen für «Winterstiefel»: *pīwa, piua, p̄eta, pīβββ, pīβββ* usw. Wie lange Zeit braucht man, um herauszufinden, wo diese Formen hingehören und was man mit ihnen anfangen kann?

Natürlich, wenn man selbst Spezialist ist und das Samojedische und die ganze uralische Sprachgruppe sehr gut kennt. . . . Aber das ist gerade das große Problem für die jüngeren Forscher. Um eine Sprachgruppe gründlich zu kennen, muß man lange Jahre auf diesem Spezialgebiet gearbeitet haben. Soll man wirklich alle Forschungsarbeit einstellen und abwarten, bis man eine Sprache und ihre Dialekte vollständig beherrscht? Das Mansische überhaupt nicht anrühren, bevor man es so fein versteht wie z. B. Matti Liimola, von dem Béla Kálmán sagen könnte, daß er sich nicht irreführen ließ «von Schreibweisen, die zwar voneinander abweichen, doch das gleiche Phonem darstellen»?⁶ Und wenn man auch in bezug auf eine Sprachgruppe Meister wird, befindet man sich doch anderen gegenüber in einer nachteiligen Lage und muß damit rechnen, daß man sich irren kann, wenn man etwas anderes zitiert und aus typographischen Gründen die Zitate vereinfachen muß.⁷

Es ist klar, daß der Finnougrist heute auch neben einer Spezialisierung mit Fragen der allgemeinen Sprachwissenschaft in Berührung kommt. Darauf hat schon W. Schlachter hingewiesen.⁸ Wenn man aber allgemeine Fragen der Finnougristik behandeln will, muß man jedoch imstande sein, alle vorhandenen Quellen auszunutzen. In der augenblicklichen Lage — im Wirrwarr der verschiedenen Transkriptionsweisen — ist das manchmal eine gefährliche Operation.

Man könnte uns hier vielleicht entgegenhalten, daß die Uneinigkeit und Unklarheit in der Transkription eigentlich nur für phonetische und phonologische Studien störend wirken und daß es auf anderen Gebieten wie Morphologie und Syntax auf die «Details» nicht ankomme.⁹ Jedoch auch in der Morphologie muß man vorsichtig sein. Manche Morpheme werden nur mit einem Laut ausgedrückt. Die Klusile *t* und *d* finden wir im finnisch-ugrischen Plural, ebenso in vielen Partitivformen, auch als Signifikantia für Passiv usw. Wo ist hier Phonem, wo ist hier Variante? Darf man aus der phonetischen Gleichheit oder Divergenz irgendwelche Schlüsse auf dem funktionellen Gebiet ziehen? Es kann manchmal in manchen Sprachen wichtig sein, phonetische Nuancen zu unterscheiden.

Wie wäre es nun möglich, das beachtliche Material der finnisch-ugrischen Sprachwissenschaft allen Forschern zugänglich zu machen?

Es wäre wesentlich, für jede Sprache und jede Sprachgruppe, für die transkribierte Dokumente vorhanden sind¹⁰, einen phonetischen und, wenn möglich, auch einen phonologischen Schlüssel zu haben. Es wäre zunächst wichtig für den Forscher, der nicht Spezialist der gegebenen Sprache ist, die phonetischen Unterschiede zwischen verschiedenen Texten zu erkennen, gleich zu Anfang zu erfahren, ob z. B. ein sehr geschlossenes *o* bei einem Autor dem sehr offenen *u* bei einem anderen gleichkommt, oder

⁶ B. Kálmán, Rezension von: Matti Liimola, Zur historischen Formenlehre des Wogulischen I. Flexion der Nomina (= MSFOu 127), Helsinki 1963. — FUF XXXV 1964, S. 137.

⁷ Vorwurf u. a. an Kálmán und Lazicius! Siehe W. Steinitz, *op. cit.*, S. 34.

⁸ Stellung und Aufgabe der Finnougristik in der Bundesrepublik. — UAJb. 35 1964, S. 264—272.

⁹ Vgl. B. Wickman, *The Form of the Object in the Uralic Languages*, Uppsala 1955, Einleitung S. 7.

¹⁰ Man vergesse auch nicht die Texte von Ahlqvist, Genetz, Budenz, Munkácsi u. a., die veröffentlicht wurden, bevor das Transkriptionssystem von Setälä allgemein angenommen war.

ob es sich um zwei verschiedene Laute handelt.¹¹ Wenn ein phonologisches Schema schon vorhanden ist, kann er nachprüfen, ob das Zeichen, das er identifizieren will, im System ein /o/ oder ein /u/ darstellt. Wenn zwei Zeichen sich lautlich decken, hängt die Notation nur vom persönlichen Eindruck der Autoren ab, und der Forscher, der diese Dokumente benutzt, kann wenigstens für seine eigenen Zwecke gleich eine einfachere, einheitlichere Schreibweise anwenden, die ihm die Arbeit erleichtert. Sieht er sofort das Phonem hinter dem Zeichen, so ist es ihm möglich, die Zitate in seiner Untersuchung zu vereinfachen.

Dann wäre es sehr wichtig, das Verhältnis zwischen transkribierten Texten und der eventuellen Schriftsprache zu definieren. Wo liegt die Grenze zwischen der Gemeinsprache und den Dialekten? Ein Nichtlappologe, der die offizielle lappische Orthographie gesehen hat, kann nicht wissen, wie er die komplizierten Lautgruppen bei Lagercrantz interpretieren soll. Sind es schön dialektale Formen oder nur eine Beschreibung der eigenartigen Aussprache? Das Traurige ist, daß die amtlichen Orthographien meistens alle «beinahe phonologisch» sein wollen, jedoch sie sind es immer nur «beinahe», so daß man sie nicht automatisch als phonologische Systeme betrachten kann, und außerdem verbergen sie dann manchmal wesentliche phonetische Züge, die man bei einer gründlichen Untersuchung nicht übergehen darf. In manchen Schriftsprachen sind nicht alle Phoneme vermerkt, z. B. erscheinen die palatalisierten Konsonanten im Estnischen nicht im Schriftbild, obwohl sie phonologischen Wert haben: *palk* 'Lohn' / *palk* [pal'k] 'Balken', *saan* '(ich) bekomme' / *saan* [saan'] 'Schlitten'. Anderen kann man wieder phonetische Armut vorwerfen, z. B. gibt die derzeitige (berg)marische Schrift die Vokalharmonie nicht an; man vergleiche *цäшан* und *tsäšän* 'glücklich', *цеверлänаш* und *tseβerlänäš* 'schön sein oder werden', *цүда* und *tsüdä* 'Wunder, das Wunderwerk'.¹² Und doch ist die Vokalharmonie ein so charakteristischer Zug in dieser Sprache, daß das ganze System ohne sie verfälscht erscheint! (Prof. Mägiste: Man denke sich in diesem Fall eine rein phonologische Schriftsprache für das Finnische!) Phonetische Züge dieser Häufigkeit üben, auch wenn sie nicht distinktiv sind, einen beachtlichen Einfluß auf die Entwicklung des ganzen Systems aus.

Und dann müßte man auch Klarheit schaffen in dem Durcheinander, das durch die Einführung der russischen Zeichen in das finnisch-ugrische Schrifttum entstanden ist. Hier macht sich die Notwendigkeit eines phonetischen Schlüssels am bittersten bemerkbar. Wenn das russische *ц* der marischen Schriftsprache bei Ramstedt als *ts* erscheint, haben wir keinen Grund, uns aufzuregen. Was geschieht aber, wann wir bei Tereščenko für das Castrén'sche *mea'* einfach *мя'* finden¹³ und wir letzteres in unseren Veröffentlichungen — wieder aus typographischen Gründen — neu transliterieren müssen? Sollen wir und dürfen wir dann *maja* schreiben? Wohin solch eine Operation führen kann, zeigen schon sowjetische Bücherkataloge, in denen auch nichtrussische Publikationen in russischer Schrift aufgeführt werden und deren Titel für den westlichen Leser, von dem anzunehmen ist, daß er kein Russisch kann, wieder mit lateinischen Buchstaben transliteriert werden. Auf diese Weise wird z. B. aus der estnischen Zeitung *Rahva Hääl* (Die Stimme des Volkes) *Рах'ва Хяяль*, und hieraus nach einer gewissenhaften Transliteration *Rakhva Khjajalj*.¹⁴ Auch für solche Fälle brauchen wir einen Schlüssel oder irgendein Warnzeichen, damit man eines Tages nicht nach Büchern und Zeitschriften sucht, die nie existiert haben! Ein Problem für sich ist natürlich eine Sprache wie das Chantische, das jetzt ein russisches Alphabet hat und außerdem noch mehreren orthographischen Reformen ausgesetzt worden ist.

Schließlich müßte man daran denken, daß die diakritischen Zeichen nicht allein an allen Mißverständnissen schuld sind. Auch das lateinische Alphabet, das uns allen

¹¹ Auch bei einem einzigen Autor können solche Schwankungen vorkommen, z. B. H. Paasonen, Ostjakisches Wörterbuch, Helsingfors 1926, S. XII.

¹² *Марийско-русский словарь*, Москва 1956, S. 659, 661; G. J. Ramstedt, Bergtscheremissische Sprachstudien (= MSFOu XVII), Helsinki 1902, S. 151, 153.

¹³ *Материалы и исследования по языку ненцев*, Москва—Ленинград 1956, S. 13.

¹⁴ *Periodische Schriften aus der UdSSR*, Moskau 1965, S. 96.

gemeinsam ist, trägt nicht immer dieselben Lautwerte für alle, die sie benutzen. Als der Autor dieser Zeilen Finnisch lernte, wurde ihm erklärt, sein *a* sei «zu hell», das richtige finnische *a* liege «weiter hinten». Er hatte nämlich beim Lesen des finnischen Textes das estnische *a* ausgesprochen. Als er später Ungarisch lernte, wurde ihm klar, daß auch hier das estnische *a* nicht zu gebrauchen war: Das lange ungarische *a*, z. B. in *három*, wird im Schriftbild als *a* anerkannt, aber noch weiter vorne artikuliert und nähert sich schon dem estnischen *ä*. Wäre es nicht interessant, diese Qualitätsunterschiede zwischen den drei Kultursprachen zu untersuchen und irgendwie zu fixieren? Als der Ungar Munkácsi seine mansischen Texte aufnahm, welchen Lautwert hatte dann sein *a*, dem er diakritische Zeichen anhängte? Und wie war denn der «Grundvokal» bei dem Finnen Kannisto? Manche Autoren geben in ihren Einleitungen annähernde Vergleiche an, z. B. stützt E. Itkonen (Der ostlappische Vokalismus vom qualitativen Standpunkt, Helsinki 1939) seine Erklärungen auf finnische Werte: *a* ähnelt dem finnischen *a* usw. K. Bergsland, *Samisk grammatikk med øvelsesstykker*, Oslo 1961, sucht lautliche Vergleiche aus dem Skandinavischen und Englischen usw. Wäre es aber nicht nützlich, die Lautwerte der finnisch-ugrischen Kultursprachen in einem Schema anzuordnen, das dem Forscher erlauben würde, die Sprache, die er studiert, sofort phonetisch zu «situierten», zu wissen, daß das estnische *a* weiter vorne artikuliert wird als das finnische *a* und daß der entsprechende Vokal in bestimmten Dialekten zwischen den beiden zu suchen ist? Das phonetische Diagramm von Daniel Jones¹⁵ würde sich auch für diesen Zweck eignen.

Alle Versuche, die Transkription auf irgendeine Weise zu vereinfachen, sind zweifellos lobenswert. Viel dringender wäre es aber, in dem schon Vorhandenen aufzuräumen und der in der augenblicklichen Lage der Dinge unvermeidlichen Willkür Grenzen zu ziehen. Denn solange jeder Forscher die Texte auf seine Art und nach seinen Möglichkeiten interpretieren und wiedergeben muß, können wir gar nicht hoffen, aus der jetzigen Unordnung herauszukommen. Mit neuen Schulen und neuen Methoden drohen eher noch neue Gefahren: die Phonologen haben ja auch schon ihre eigene Transkription!

¹⁵ D. Jones. *The Phoneme: Its Nature and Use*, Cambridge 1950, s. Kap. II: *Phonetic transcription*.

И. Г. ИВАНОВ (Йошкар-Ола)

О ЛАТИНИЗАЦИИ МАРИЙСКОГО АЛФАВИТА

Вопросы графики и орфографии в истории марийского литературного языка всегда занимали важное место. Но особенную остроту они приобрели на начальном этапе его развития в 1921—1937 годах. В это время борьба за создание марийского алфавита не раз меняла свое основное направление. Одной из крайностей была так называемая латинизация марийского алфавита.

Движение за латинизацию алфавита, разумеется, не составило эпохи в развитии марийской письменности. Это был лишь один из эпизодов ее нелегкого пути. В то же время было бы неправильно считать его совершенно бессмысленным начинанием. Порой исследователи забывают обстановку, в которой возникло и развилось это движение, ищут не существующие причины и на их основе нередко готовы рассматривать этот эпизод как ошибочное представление о путях развития марийского литературного языка. Между тем это была лишь одна из форм борьбы за создание литературного языка.

Вопрос о латинизации алфавита считался тогда одним из важных не только в марийском языкознании. В 20-е и в первой половине 30-х годов нашего столетия он широко обсуждался во всесоюзном масштабе, возникнув прежде всего в связи с проблемой замены арабского письма для тюркских языков. Сначала вопрос обсуждался